

# Lydias Ende

## Eine Tragikomödie

von Margret Bunzel-Drüke, Matthias Scharf und Henning Vierhaus

**A**ch, die Geschichte hat ein trauriges Ende, und sie ist wahrlich kein Ruhmesblatt für die Rinderzüchter in der ABU. Daher waren wir lange unschlüssig, ob wir berichten sollten, was geschah. Andererseits haben wir durch Lydia viele Leute getroffen - hilfsbereite und weniger nette. Und wir haben eine Menge gelernt: über die Landschaft, die Jagd, vor allem aber

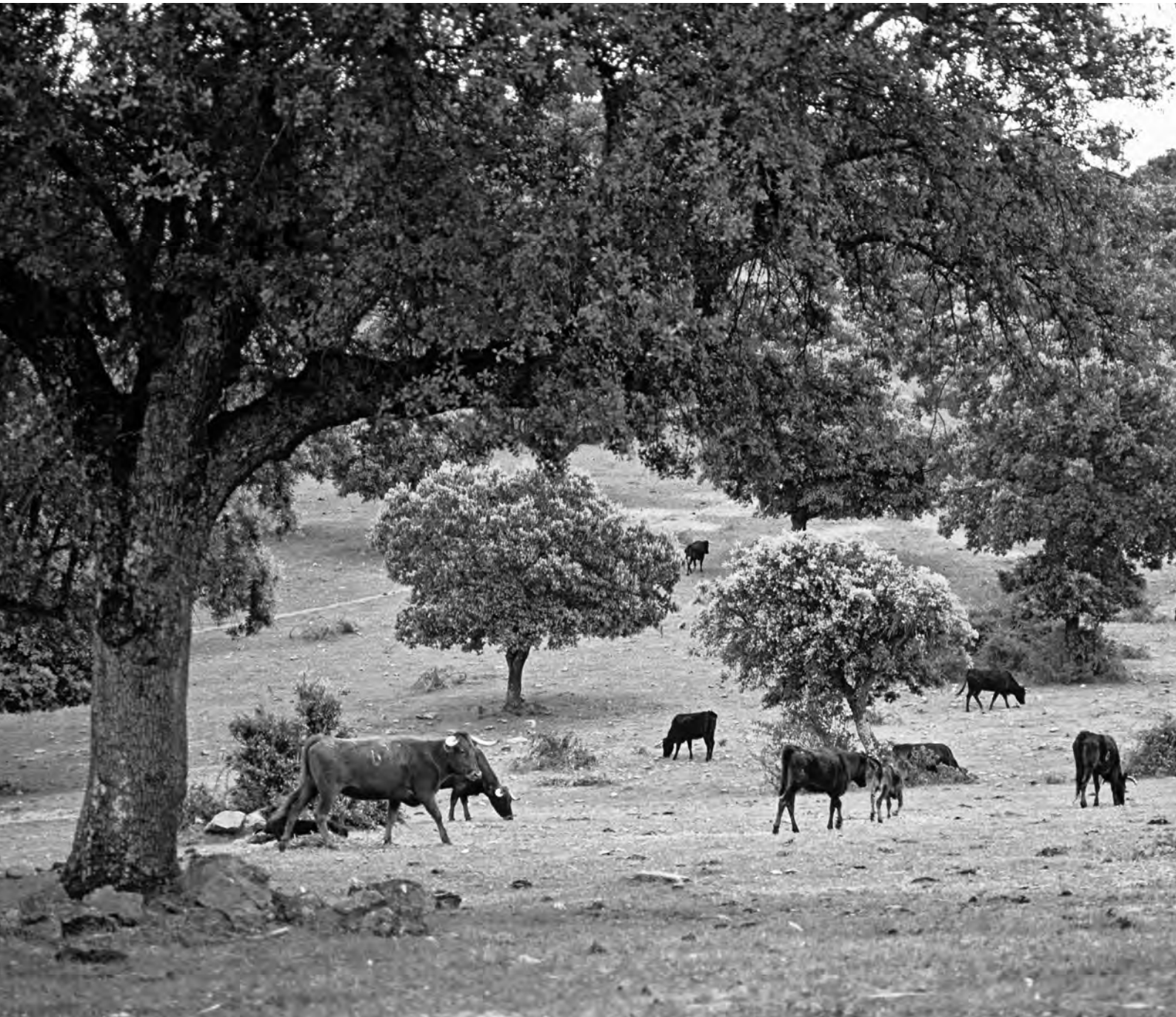
über Kühe und Menschen. Hier ist also die Verkettung unglücklicher Umstände, die Lydia das Leben kostete.

### Frühling in Salamanca

Bekanntlich setzt die ABU in der Lippeaue seit 1991 Heckrinder als Landschaftsgestalter ein. Heckrinder sollen ein Abbild des ausgestorbenen Auerochsen sein; mit der Ähnlichkeit hapert es aber noch. Die „Rückzüchtungen“ der Gebrüder Heck sind zu klein, zu kurzbeinig, nicht elegant genug, außerdem läßt die Hornform zu wünschen übrig. Durch das Einkreuzen weiterer Rinderrassen könnte das Aussehen der „neuen Auerochsen“ noch wesentlich

verbessert werden. Zwar ist dies kein Naturschutzziel, aber doch irgendwie spannend. Daher kaufte die ABU 1996 mit privaten Mitteln zwei Chianinakälber in Italien. Im Frühjahr 1997 wurden spanische Kühe unter die Lupe genommen und drei junge Sayaguesas - eine ursprüngliche, mittlerweile sehr seltene Zugtierrasse - ausgesucht. Einmal in Spanien begutachtete die ABU-Delegation auch andere Rinderrassen: Morucha, Avileña, Berrenda und natürlich Lidia, besser bekannt als Kampfrind. Und in dieser Rasse fanden wir neben auerochsenähnlichen Proportionen und Hornformen viele Wildtiereigenschaften, vor allem Eleganz und Beweglichkeit.

Fotos: Margret Bunzel-Drüke





### Eine Lidia-Mutterkuhherde.

Im Frühjahr rufen in Salamanca  
allerorts die Wiedehopfe.



Unter den Steineichen der Dehesas  
weiden Lidias.



Wir besuchten zwei Kampffrindherden in der Provinz Salamanca. In einer Schopflavendel-gesprenkelten Parklandschaft unter Steineichen, in denen die Wiedehopfe riefen, weidete eine Mutterkuhherde mit Kälbern und einem erwachsenen Stier. Aus dem Auto aussteigen sollten wir nicht. Auf unsere Frage, ob die Rinder wirklich so gefährlich seien, antwortete der Züchter: „Gefährlich? Sie laufen weg, wenn sich Menschen plötzlich zeigen.“

Die heranwachsenden Stiere werden in Jungesellenherden gehalten. Auch sie bekommen Menschen zu Fuß möglichst nicht zu Gesicht, weil sie ihren späteren Gegner vor ihrem ersten und einzigen Auftritt in der Arena nicht kennenlernen dürfen; sonst ist mit ihnen kein Stierkampf möglich. Von Ausnahmen abgesehen greifen Kampfstiere den Menschen nur an, wenn sie massiv provoziert oder von der Herde getrennt werden. „Ein Stier auf der Weide ist ein friedliches Tier“ bestätigte der Züchter.

Die Lidias, quasi Ur-Bilder des Auerochsen, bezauberten uns. Bei einer sofort einberufenen Telefonkonferenz mit dem ABU-Vorstand beschlossen wir daher, wenigstens ein Kalb dieser Rasse zu erwerben. Das war nicht so einfach wie gedacht. Die vorjährigen Kühe waren noch nicht „getestet“ worden, weshalb der Sohn des Züchters, ein erfolgversprechender Torero, uns keine Zusagen machen wollte.

Beim Test müssen auch Kühe in einer kleinen Arena einen – allerdings unblutigen – Kampf bestehen. Wer dann nicht überzeugend angreift, ist für den Schlachthof bestimmt. Kampffrinder sind nämlich eine ganz besondere Rasse, vielleicht die einzige, bei deren Zucht nicht körperliche Eigenschaften wie Größe, Fleischansatz oder Fellfärbung von Bedeutung sind, sondern nahezu ausschließlich das Verhalten den Wert bestimmt. Nach einem Tag Bedenkzeit bot uns der Züchter ein ungetestetes Tier an, allerdings zu einem stolzen Preis. Wir akzeptierten. Schließlich waren wir zum Rinderkaufen in Spanien, und dann ohne echtes Kampffrind zurückzufahren wäre doch ziemlich unbefriedigend gewesen.

Wie bekommt man in Spanien gekaufte Rinder nach Benninghausen? Die Antwort auf diese Frage ist ganz einfach: nur unter erheblichen Schwierigkeiten! Das fing schon mit dem Bezahlen an. Unsere extra für diesen Zweck erworbenen internationalen Reiseschecks wurden von den spanischen Banken nicht akzeptiert, weil sie ja auch gefälscht hätten sein können. Die Überweisung von Erwitte nach Salamanca war aber auch nicht viel einfacher, da der Kampffrindzüchter auf diversen Bestätigungen per Fax bestand, dass das Geld tatsächlich unterwegs sei. Der ABU-Kassenwart kriegte fast die Krise. Nur wenige Stunden vor dem Verladen ließ sich der



Ein Kampfstier mit Merkmalen des Auerochsen: nach innen geschwungene Hörner, schwarzes Fell mit hellem Aalstrich auf dem Rücken und hellem „Flotzmaul“.



Junge Lidia-Kuh bei der „Tienta“ - einem Test auf Mut und Schnelligkeit, der über ihr Schicksal entscheidet.



So werden die Lidias zusammengetrieben.

misstrauische Spanier endlich davon überzeugen, dass das Geld wirklich über verschiedene Zwischenstationen in Madrid angekommen war. Erst daraufhin wurde unsere Lidia für den Transport freigegeben.

Jetzt trat die Veterinärbehörde von Zamora in Aktion, deren Vertreter den Transport vom Züchter bis zum großen Sammeltransporter nach Deutschland organisierten und sogar die Kosten hierfür vorstreckten. Die Gesundheits- und Transportbescheinigungen erforderten einen großen Aufwand, der ohne die freundlichen spanischen Veterinäre kaum zu leisten gewesen wäre.

## Auf der Flucht

Nach viel Telefoniererei und Organisiererei war es am Sonntag, den 11. Mai endlich soweit: Ein riesiger Viehtransporter (den neuesten EU-Viehtränk-Richtlinien entsprechend)



Das einzige Foto von Lydia.

aus Spanien rollte an, erreichte nach tagelanger Reise unsere Heckrind-Weidefläche in der Klostermersch südlich der Lippe. Die drei Sayaguesas und das Lidia-Rind waren sichtlich erschöpft. „Stallblindheit“, das von Landwirten gefürchtete Durchgehen von Rindern nach langem Aufenthalt im Dunkeln, schien unter diesen Bedingungen unwahrscheinlich. Und so entschieden wir entgegen vorherigen Überlegungen, auf die geplante kleine Dosis Beruhigungsmittel zu verzichten. Die Klappe des Transporters öffnete sich. Die Tiere sprangen eins nach dem anderen mit Gepolter von dem Supereurotransporter. Zwei Rinder fanden sich



schnell an der Eiche der Frau Ministerin Höhn wieder, eins - die Lidia, die beim Verlassen auch die erste war - trabte einfach weiter und geradeaus, blieb mal stehen, schaute zurück. Das kleinste Sayaguesakalb schließlich rannte nach links und verschwand nach einem eleganten Satz über den Zaun im Pappelwald (auweia! Waldweide!) - und alle Mannen hinterher! Derweilen entzog sich auch das Lidiakalb kurzzeitig den Blicken, tauchte dann aber - gottseidank - wieder auf, leider auf der falschen Seite der Lippe. Alle verfolgten die Sayaguesa, nur zwei Kleingruppen des Empfangskomitees eilten auf die Lippe-Nordseite, um der Lidia irgendwie den Weg abzuschneiden. Eins der Autos landete prompt im Stau. In Liesborn-Göttingen nämlich war Schützenfest, und der entsprechende Umzug produzierte einen Verkehrsnotstand, der einer bundesdeutschen Autobahn alle Ehre gemacht hätte. Am Ort der letzten Sichtung endlich eingetroffen, stand den Fängern nicht die Lidia, sondern Señorita Sayaguesa gegenüber. Denn die war inzwischen auch mal kurz über die Lippe geschwommen. Nach einer wilden Jagd im Zickzack über die Flächen gelang es schließlich, das Tier noch einmal zu einem Bad im Fluss zu bewegen. Wieder zurück auf der Südseite fiel das Kalb in seiner Aufregung umgehend in die Baugrube der Lippe-Verbreiterung und wollte im Schlamm des neuen Flussbettes demonstrieren, wie Fossilien entstehen. Mehrere ABU-Leute sprangen ihr jedoch beherzt in die Fallgrube nach, fesselten sie und zerrten sie heraus. Nach dieser Aufregung erreichte die kleine Sayaguesa die große Herde, wo das Kalb wie die anderen beiden Sayaguesas zuvor mit Hallo und Bocksprüngen in die Gruppe aufgenommen wurde.

Schlechter lief die Sache mit der jungen Kampfkuh. Sie wurde nur noch kurz auf der Nordseite der Klostermensch und dann auf einem angrenzenden Feld gesehen. Erst anhand ihrer Spuren konnten wir rekonstruieren, dass sie weiter in Richtung Norden in einem Wäldchen Zuflucht gefunden

hatte. Dort war sie aber trotz sorgfältiger Suche nicht mehr aufzufinden. Wir fuhren die Feldwege auf und ab, beobachteten die leider reich strukturierte Landschaft mit dem Fernglas, verteilten auf den Bauernhöfen Zettel mit Anschrift und Telefonnummer der ABU, verständigten die Polizei. In den Tageszeitungen und im Landwirtschaftlichen Wochenblatt inserierten wir „Heckrind entlaufen“ und lobten eine Belohnung aus. Wir wagten nicht, die wirkliche Rassenangehörigkeit des flüchtigen Tieres zu nennen, weil wir Sensationsberichte der Boulevardpresse und Polizistenaufgebote mit Maschinenpistolen befürchteten.

In den nächsten Tagen fieberten wir einem Telefonanruf entgegen. Und fürchteten gleichzeitig, was uns vielleicht mitgeteilt werden würde. Das Telefon blieb jedoch stumm. Und auch etwas anderes, mit dem wir fest gerechnet hatten, trat nicht ein. Niemand spottete über die unerfahrenen Naturschützer, denen die Rinder von der Weide wegliefen. Statt dessen versuchten verschiedene Landwirte, uns mit Geschichten darüber zu trösten, wie ihnen selbst einmal Tiere abhanden gekommen waren. Offenbar ist das Ausbrechen von Kühen keine Schande für den Viehhalter, sondern ein Missgeschick, das jeden treffen kann.

Endlich kam eine Nachricht. Ein braunes Rind hatte sich am Rand des Waldes bei Gut Nomekenhof sehen lassen. Trotz eifriger Suche fanden wir dort aber nichts, nicht einmal Spuren. Die Mitarbeiter der nahe gelegenen Schreinerei schilderten uns ihre Beobachtung in allen Einzelheiten: wie das Tier ruhig da stand und bei Annäherung in den Wald trabte. Am nächsten Tag stellte sich zu unserer Überraschung heraus, dass es sich nicht um unsere Lidia, „Lydia“ handelte, sondern um ein Rind aus Hellinghausen. Es war beim Entladen aus dem Transporter durchgegangen, hatte erst einen Zaun und dann die Lippe überwunden - irgendwie kam uns diese Geschichte bekannt vor. Wenige Tage später sahen wir dann am Bauhof des Staatlichen Umweltamtes

in Benninghausen ein freilaufendes Rind; allerdings war es weder Lydia noch das Hellinghauser Tier, sondern ein Jungbulle, dessen Mutter auf einer benachbarten Fläche weidete. Wir fingen das Kalb ein und brachten es zurück. Das Rind aus Hellinghausen mischte sich wenig später unter eine fremde Rinderherde und konnte dort betäubt und verladen werden. Lydia aber blieb verschwunden.

Inzwischen hatten wir telefonisch unseren spanischen Freunden gebeichtet, dass wir mit der Lidia alles verbockt hatten - und mussten uns natürlich Vorwürfe anhören, dass man uns doch gewarnt hätte, dass die Lidias nun wirklich sehr wild, also wie Wildtiere seien.

## Verfolgung zum Hermisholz

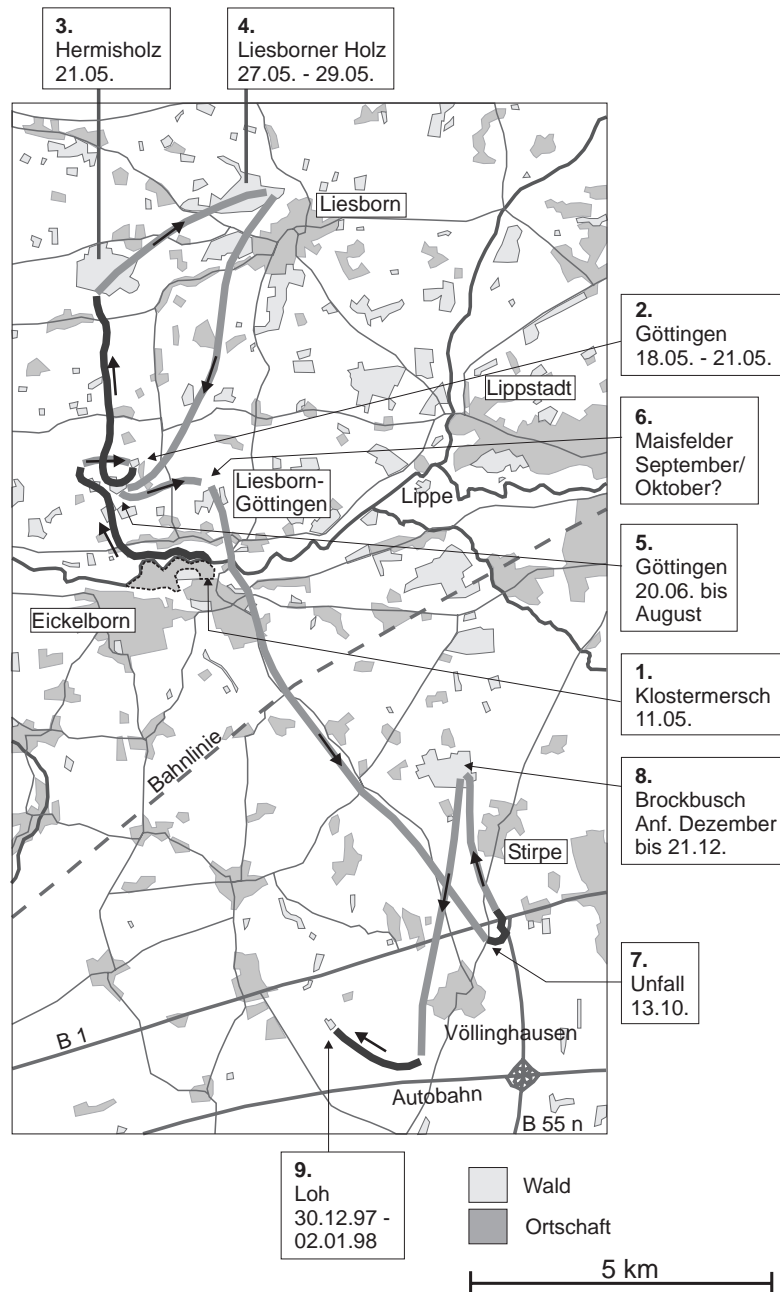
Erst nach einer Woche kam der erlösende Anruf: Ein Jäger hatte Lydia in einem Wäldchen nördlich der Klostermensch gesehen, nicht weit von der Stelle, wo wir ihre Spur verloren hatten. Offenbar wussten einige Leute schon seit längerem, wo sich die Kuh aufhielt. Aber es war die Zeit der Bockjagd angebrochen, zu der sich alles der Erlegung männlicher Rehe unterzuordnen hat - zu der aber andererseits jeder ernsthafte Jäger seine Freizeit auf dem Hochsitz verbringt, so dass seiner Aufmerksamkeit weder Reh noch Rind entgehen können. Eine Verabredung mit dem Jäger auf dem Hochsitz ermöglichte uns wieder einen Blick auf Lydia. In aller Ruhe kam sie abends aus dem Wald und graste auf einer kleinen Brachfläche am Waldrand; sogar die Ohrmarke ließ sich ablesen. Was war zu tun? Aus einem am nächsten Morgen aufgebauten Tarnzelt heraus sollte mit dem Blasrohr versucht werden, Lydia einen Betäubungspfeil zu verpassen. Um 19.03 Uhr trat die Kuh zwar aus dem Wald, aber leider an einer dem Tarnzelt abgewandten Ecke. Am nächsten Abend zeigte sich Lydia gar nicht. Statt unseren Blasrohrjäger besuchte sie die Rinderherde eines benachbarten Landwirtes, wobei sie dem Vernehmen nach seinen Zaun zerstörte. Verärgert war dieser Land-

wirt darüber hinaus, dass seine amtlich seuchenfreie Herde offensichtlich mit einem Rind ungewisser Herkunft in Kontakt gekommen und damit eine Infektion (mit was auch immer) nicht ausgeschlossen war. Am dritten Abend, dem 21. Mai, meldete dieser Landwirt dann Lydia schlafend am Waldrand. Der Schuss, im Laufen auf sie abgegeben, saß auch, zeigte aber (wie es öfters mal vorkommt) keine Wirkung. Lydia rannte in ein benachbartes Feldgehölz, wurde wieder aufgestöbert und machte sich quer über die Äcker davon. Nach Indianerart spürten wir der Fährte durch den sprießenden Mais nach. Ein Autofahrer hielt neben uns; er hatte Lydia gesehen und nahm mit einigen ABUern die Verfolgung auf. Befragte Passanten wiesen die Fluchtrichtung. Etwa 3 km entfernt, kurz vor dem Hermisholz, war Lydia noch einmal zu sehen, dann brach die Dämmerung herein - und der Frust. Diesmal waren wir so nahe dran gewesen!

In der Zeitung war von einem entlaufenen Rindvieh bei Werl zu lesen, das man nicht wie üblich mit einem Maschinengewehr, sondern mit einer Polizei-Dienstpistole niedergestreckt hatte. 16 ausgebrochene Rinder bei Schoneberg konnten mit großem Polizei-Einsatz wieder eingepfercht werden. Und bei Liesborn-Göttingen entlief eine Rinderherde, von denen sich ein Stück bis in den Stall des Landwirtes mit dem amtlich seuchenfreien Bestand verirrt. Damit war die schöne Gesundheitsprämie sicherlich endgültig für die Katz!

## Im Liesborner Holz

Unsere Nachsuche am Hermisholz blieb ergebnislos. Wir bekamen aber einen schönen Eindruck von der Bevölkerung des südlichen Kreises Warendorf, klapperten wir doch eine ganze Reihe Gehöfte und Häuser ab und waren uns auch nicht zu schade, in eine Kneipe mit Jägern einzudringen, um unser Anliegen vorzutragen. Niemand hatte Lydia gesehen. Und so hieß es wieder warten.



Lydias Wege. Dunkle Linien: beobachtete, helle Linien: rekonstruierte Wege.

Ein Jagdaufseher aus dem Liesborner Holz benachrichtigte uns am 27. Mai von Lydias neuem Versteck. Zunächst ungehalten wegen der Befürchtung, dass zu viele ABUler seine Böcke vergraulen könnten, half er dann doch bei Planung und Durchführung der Fangversuche. Zum wiederholten Mal organisierten wir Viehtransporter und Leute und pirschten mit dem Blasrohr unter Begleitung des Jagdaufsehers im Wald herum. All das sollte natürlich geschehen, ohne die Rehe (und die zahlreichen Spaziergänger und Jogger)

zu beunruhigen. Wir kamen frühmorgens und am Abend, postierten uns an strategischen Waldwegekreuzungen, hielten jeder ein Seil bereit, um die betäubte Kuh an einen Baum binden zu können. Das Einzige aber, was in Schussentfernung vor das Blasrohr kam, war ein Reh, während Lydia nur in größerer Entfernung durch den Wald huschte. Obwohl es schon ein wenig reizte, wurde das Reh natürlich nicht mit dem Blasrohr geschossen und die ganze Jagd nach zwei Versuchen abgebrochen. Auch Anfütterung mit

Quetschhafer, Brot und Salz funktionierte nicht. Lidia wurde das ganze Herumgepirsche und der Trubel der Erholungssuchenden und Hundehalter im Liesborner Holz offensichtlich zuviel, und sie tauchte wieder einmal unter. Der Jäger bemühte sich, die enttäuschten Naturschützer in seiner Hütte aufzumuntern und versprach weiterhin Unterstützung, sollte das Rind wieder in seinem Revier erscheinen. Zum Abschluss tranken wir alle noch einen Klaren.

## Jagdgeschichten aus Göttingen

Am 20. Juni gab es ein Raunen, dass unser Kalb seit längerem an ein und derselben Stelle bei Göttingen gesichtet worden wäre, und dass man uns nicht Bescheid gesagt hätte, weil man nicht die Rehe scheu machen wollte. Kaum war die Nachricht da, stellten wir wieder das Tarnzelt auf, und zwar an dem Wäldchen südlich vom ersten Einstand, wo wir bei der ersten fast erfolgreichen Jagd die Spur wiedergefunden hatten. Ende Juni bis Anfang Juli fanden mehrere erfolglose Einsätze statt: Wann immer jemand mit Blasrohr im Tarnzelt saß, ließ sich Lydia nicht sehen. An anderen Tagen konnte man das scheue Wild problemlos beobachten.

Endlich bekamen wir Kontakt zum Besitzer eines richtigen, weittragenden Narkosegewehres, einem echten Tigerjäger! Allerdings war der Mann nach einem Unfall fußkrank, so dass eine Betäubung Lydias nur vom Hochsitz aus stattfinden konnte. Am Abend des 5. Juli war es soweit. Der Tigerjäger und einer von uns lauerten dem Kampfrend auf, die anderen verteilten sich in angemessenem Abstand von dem Wäldchen auf den Feldwegen der Umgebung. Und Lydia kam, hielt zwar Abstand vom Hochsitz, aber ein Anpirschen bis in Schussentfernung - etwa 30 m - verlief perfekt - bis der Großwildjäger im entscheidenden Moment einen fußbedingten Fehler machte. Lydia verschwand im Wald.

Das abendliche lange Ausbleiben der Jagdgruppe ließ die Herzen daheim geliebener ABU-Leute höher schlagen. Statt jedoch Lydia zu bändigen, hatten wie es uns trotz allgemeiner Enttäuschung in einer Gastwirtschaft gemütlich gemacht und uns die Dönes des Tigerjägers angehört.

Zwei Tage später fanden sich abends wieder ganze Völkerschaften am Lidia-Wald ein, um nun endlich den finalen Schuss abzugeben. Der stundenweise bezahlte Großwildjäger mit dem Narkosegewehr bewaffnet ging ins Tarnzelt, einer von uns mit Druckluftblasrohr auf den Hochsitz und die übrigen acht verteilten sich im weiteren Umfeld. Und alles wieder vergebens, das Rind trat nicht aus. Ein Landwirt berichtete, es habe diesmal schon nachmittags gegrast.

Fast jeder, der von der vermissten Lydia hörte, hatte einen eigenen Vorschlag, wie man ihrer wieder habhaft werden könnte. Die meisten Ideen waren uns nicht neu - wir erwogen fast alles. Fallgruben, Schlingen, Harpunen und Schlagfallen schiedেন aus nahe liegenden Gründen aus. Betäubungsmittel im Futterköder wirken bei Wiederkäuern nicht. Das Anlocken mit Salz scheiterte. Für den Aufbau einer reusenartigen Fanganlage mit Zäunen war das Gelände zu weitläufig, außerdem hätten die Bauarbeiten Lydia wohl verscheucht. Eine Kastenfalle wie für den Fang von Rehen oder Nashörnern konnten wir nirgendwo ausleihen, und auch ein Fangnetz in ausreichender Größe hatte keiner der angerufenen Zoos zur Verfügung. Ein angepflocktes Rindvieh im Wald erschien als Lockmittel wenig geeignet, hatte doch Lydia nach dem Kontakt mit der seuchenfreien Herde kein Interesse mehr an anderen Rindern gezeigt. Gewisse Erfolgchancen hätten eine Lappjagd (mit der man sogar Giraffen fangen kann) oder eine Hetze zu Pferde oder mit dem Hubschrauber gehabt. Beides hätten wir organisieren können, schreckten aber aus zwei Gründen davor zurück: Das dichte Straßennetz war zu unfallträchtig, und - ein noch

schwerwiegenderer Grund - nach einer solchen Aktion wären Landwirte und Jäger aus der Gegend wahrscheinlich so verärgert gewesen, dass es dem Naturschutz über Jahre geschadet hätte. Blieben also nur noch die dezenteren Methoden mit dem Betäubungspfeil.

Und so fand in der nächsten Zeit alle paar Tage ein Fangversuch statt. Der Wald wurde von Beobachtern mit Feldstechern und Funkgeräten „umstellt“, so dass kein Rind ungesehen hätte herauskommen können. Ein „Jäger“ mit dem Blasrohr verkleidete sich als Kuh, indem er (bzw. sie) einen aufgeschnittenen Kartoffelsack, gut mit frischem Kuhdung eingestrichen, überzog. Dann hieß es, im Zeitlupentempo durch das Unterholz zu pirschen, leise, leise, damit kein Zweig knackte. Zur besseren Tarnung konnten Teile des Weges auf allen vieren zurückgelegt werden. Ganz wichtig war, sich soviel Zeit zu nehmen, dass jedes mögliche Kuh-Versteck rechtzeitig erkannt und durch das Blättergewirr hindurch auf verräterische Fleckchen braunen Fells geprüft werden konnte. Es ist erstaunlich, wie schwer eine im sommerlichen Wald liegende Kuh auszumachen ist! Manchmal bemerkte Lydia die Annäherung zuerst, sprang unerwartet aus den Brombeeren und trabte eilig, aber nicht in Panik davon, blieb in sicherer Entfernung zwischen den Eichen stehen und fixierte die enttäuschte Verfolgerin, bis die sich vorsichtig zurückzog. Bei einigen Versuchen glückte es aber auch, das Rind frühzeitig in seinem Versteck zu sehen. Zweimal wurde beim folgenden Anschleichen „Blasrohrentfernung“ (etwa 15 m) erreicht. Im ersten Fall verhinderte zu dichte Vegetation einen erfolgreichen Schuss. Im zweiten Fall, bei einer „vierbeinigen“ Annäherung ohne Deckung, beobachtete Lydia das herankriechende Wesen aufmerksam, aber anscheinend ohne Furcht. Als dann aber das Wesen die Vorderbeine vom Boden hob, um das Blasrohr auszurichten, erkannte Lydia offenbar, dass es sich doch um einen Menschen handelte und verschwand mit einem Satz im Gebüsch.

Jeden Tag ein neuer Versuch, jedesmal wieder erfolglos. Die Beobachter außerhalb des Waldes sahen nichts von der Jagd, bezweifelten gar, dass das Rind überhaupt noch existierte. Die Verfolgerin im Wald lernte die Gewohnheiten Lydias immer besser kennen, handelte sich eine Reihe von Zecken ein - und eine Menge Enttäuschungen. Den geliehenen Viehtransporter, den wir bei den ersten Einsätzen hoffnungsfroh mitgenommen hatten, ließen wir bald zu Hause.

Anwohner meldeten hin und wieder, dass Lydia auch am Nachmittag den Wald verließ, um ein bisschen im Weizen zu grasen. Meist ruhte sie jedoch tagsüber und fraß in der Dämmerung und bei Nacht auf den Feldern und den Wegeseitenstreifen. Die Schlafplätze im Wald waren häufiger benutzte, sorgfältig ausgewählte Lager mit dichtem Gebüsch im Rücken und guter Sicht nach vorn. Die eigentlichen Schlafmulden sahen aus, als hätte jemand den Waldboden gründlich gefegt, bis alle Blätter und kleinen Zweige bis auf den bloßen, trockenen Boden abgeräumt waren. Die unmittelbare Umgebung der Lager war stets peinlich sauber, und erst im Abstand von einigen Metern lagen Kuhfladen.

Lydia blieb - offenbar ungerührt von unseren Fangversuchen - im Wald, bis das benachbarte Weizenfeld abgeerntet wurde. Danach verlor sich wieder einmal ihre Spur, diesmal in einem Maisfeld. Jäger und Landwirte meldeten zwar sporadisch Beobachtungen oder Funde von Spuren, aber in den großflächigen Maisäckern hatten wir keine Chance, unser Rind zu lokalisieren. Nach der Maisernte würden die Aussichten vielleicht wieder besser ...

Übrigens war in den vergangenen Wochen wieder mal ein Rind bei Mawicke ausgebücht. Dieses Tier widersetzte sich gleichfalls einer allerdings eher halbherzig inszenierten Bejagung mittels Betäubungsspritze. Es sei scheuer als irgendein beliebiges Wildtier, wurde daher zum Abschuss freigegeben und eines Tages im Morgengrauen bei Eineckerholsen erlegt.

Schweren Herzens beantragten auch wir eine Abschussgenehmigung für Lydia bei der Polizei. Da die Kuh im Grenzgebiet dreier Landkreise - Warendorf, Soest und Gütersloh - herumgeisterte, einigte man sich, dass nur eine Polizeibehörde, nämlich die von Warendorf, den Papierkram erledigen sollte. Die Genehmigung haben wir nie bekommen.

„Bitte rufen Sie die Lippstädter Polizei zurück“ lautete eine Nachricht am 13. Oktober auf dem Anrufbeantworter der ABU. Es habe bei Erwitte-Völlinghausen einen Verkehrsunfall mit einem Rind gegeben, an dem Auto sei beträchtlicher Schaden entstanden, dem Fahrer aber glücklicherweise nichts passiert. „Ist das Tier tot?“ - „Das Rind? Nein, das ist weggelaufen.“ Lydia konnte es - so weit von Göttingen entfernt, wo sie immer wieder gesehen wurde - nicht sein, dennoch setzten wir einen Suchtrupp in Bewegung. In der Feldflur trafen die ABU-Leute den Unfallfahrer und den Revierjäger, die berichteten, was sich am frühen Morgen zugetragen hatte. Auf der Straße von Stirpe nach Völlinghausen war ein braunes Rind mit eher langem Fell und geraden Hörnern plötzlich im Scheinwerferkegel aufgetaucht, vom Auto erfasst und über das Dach geschleudert worden. Der herbeigerufene Jäger fand in der Morgendämmerung nur noch Spuren, aber sein Hund trieb das Rind im Buschwerk entlang der B 55 n auf. Bei der anschließenden kurzen Verfolgung wurde die Kuh zuletzt auf Höhe der B 1 gesehen.

Gemeinsam mit dem Unfallfahrer, dem Jäger und einigen weiteren Interessierten bildeten wir mehrere Gruppen, die mit dem Auto und zu Fuß die Umgebung absuchten. Wir umrundeten Maisschläge, kontrollierten Gebüsch und folgten Fährten eines offensichtlich verwirrten Tieres über die nassen Felder hin und her. Anscheinend hatte das angefahrene Rind die B 1 gekreuzt und war nach Norden in das Schutzgebiet „Olle Wiese / Manninghofer Bach“ gelaufen. Hier verlor sich aber die Spur, weil mehrere Kälber auf einer be-

nachbarten, unzureichend abgeäuzten Weide hin und wieder Ausflüge in die Umgebung unternommen und überall Tritte hinterlassen hatten.

Die Frage, wer den Unfallschaden zahlt, blieb zum Missfallen des Autobesitzers ohne das Rind ungeklärt. Lydia kam wohl kaum als Unfallverursacher in Betracht, und in der Umgebung von Stirpe hielten mehrere Züchter Highlands und verschiedene Mischlingsrinder, auf die die Täterbeschreibung passte. Allerdings vermisste dort niemand ein Tier.

Wir nahmen die Suche im Raum Göttingen wieder auf, gingen verschiedenen Hinweisen nach und fanden Anfang November recht frische Rinderfährten in der Klostermersch nördlich der Lippe. War Lydia freiwillig zurückgekommen? Auf unseren Flächen war sie allerdings nicht. Und obwohl sich die Maisäcker allmählich überall in Stoppelfelder verwandelt hatten, erkannten wir keinen Silberstreif am Horizont. Vielleicht besserten sich die Chancen, wenn der erste Schnee fiel ...

## Im Brockbusch

Die Stirper Jägerschaft war enttäuscht und verärgert. Da hatten sie am Rande des Brockbusches seltenes Wild gespürt. Obwohl ein Landwirt zaghaft vermutete, für ihn sähen die Fährten wie die Trittsiegel eines Rindes aus, waren sich die anderen einig: Ein starker Keiler hatte in das Revier eingewechselt, wie bereits vor einigen Jahren einmal. Das letzte Stirper Wildschwein war unglücklicherweise nicht waidmännisch zur Strecke gebracht worden, sondern ganz profan vom Auto überfahren worden. Das sollte nicht wieder passieren. Und so verbrachten einige Jäger der Reviere rund um den Brockbusch lange Abende auf den Hochsitzen, allein ohne Erfolg. Der Keiler zeigte sich nicht. Eine Treibjagd lüftete schließlich das Geheimnis; nicht ein gewaltiger Eber, sondern ein schmales Rind ergriff vor den Jägern die Flucht.



Als die Nachrichten über die Kuh im Brockbusch zur ABU gelangten, glaubten wir zunächst nicht, dass es sich um Lydia handeln könnte, war sie doch angeblich noch wenige Tage zuvor im bekannten Gebiet bei Liesborn-Göttingen gesehen worden. Es schien also wieder einmal zwei freilaufende Rinder zu geben. Dennoch begleiteten wir einen der Stirper Jäger zu der Stelle, wo die Kuh aufgetrieben worden war und fanden wie gefegt aussehende Schlafplätze mit Kuhdung in einiger Entfernung. Dann trabte plötzlich ein braunes Rind leichtfüßig aus einer Fichtendickung - Lydia!

Bevor wir mit der Organisation eines erneuten Fangversuches allzu weit gediehen waren, kam der niederschmetternde Bescheid: Der Revierinhaber des weitaus größten Teils des Brockbusches verbot allen ABU-Leuten den Zutritt zum Wald. Auf die Frage, wie wir das Rind denn dann einfangen sollten, erhielten wir vom Jagdaufseher die Auskunft, dass ihm das völlig gleichgültig sei. Jeder wüsste, wie die Fangversuche in Göttingen im Sommer die Rehe und anderen Tiere im Revier gestört hätten. So etwas würde im Brockbusch nicht zugelassen. Bereits durch die bloße Anwesenheit des Rindes seien die Rehe verschreckt worden, und auch die klägliche Strecke bei der Treibjagd hätte das Rind verursacht. Wir sollten das Tier am besten abschießen lassen, zumal es durch den Autounfall im Oktober schwer verletzt wäre - ein großer Hautlappen hing von einer offenen Wunde herab.

Lydias Ruheplatz lag aber um wenige Meter in einem anderen Jagdrevier, dessen Inhaber sich nach kurzem Zögern verständnisvoll zeigte, einen Fangversuch gestattete und sogar eine Heuspur vom Wald zu einem Hochsitz auslegte, um die Chancen des Fanges - oder, falls nicht anders möglich, des Abschusses - zu verbessern.

Unser Fangversuch fand in der Vorweihnachtszeit statt. Diesmal gingen zwei mit Blasrohren und Betäubungspfeilen bewaffnete ABU-Leute in den Wald. Eine Person versteckte sich am

Rand des Fichtenbestandes, die andere schlich in üblicher Manier ganz langsam durch das Unterholz. Im Fichtenwald konnte man auf den Nadeln zwar nahezu lautlos gehen, dafür versperren aber zahlreiche umgestürzte Bäume die Sicht. Außerhalb der Fichten musste jeder mögliche Fluchtweg im Auge behalten werden, wobei das Sitzen im nassen Laub, der schneidende Wind und der stetig fallende Schneeregen die Wartezeit endlos erscheinen ließen. Zuerst zogen mehrere Rehe gemächlich in Blasrohrentfernung vorbei, ohne den lauenden Menschen zu sehen. Dann trabte unvermittelt Lydia heran, leider nicht so nah wie erhofft. Trotzdem wurde ein Pfeil abgeschossen. Die Flugbahn ließ sich gut verfolgen, das Ziel stimmte. Aber Lydia sah den heranfliegenden Pfeil ebenfalls und rettete sich im letzten Moment mit einem Satz zur Seite. Etwa 50 Meter entfernt blieb sie dann stehen und starrte uns an.

Ein weiterer Fangversuch einige Tage später wurde abgebrochen, weil ein Spaziergänger mit freilaufendem Hund den Fichtenbestand durchstreifte. Wir konnten nun nachfühlen, wie es einem Jäger oft zumute sein dürfte.

Bei manchen Jägern fällt es allerdings schwer, sich in ihre Gedankenwelt hineinzusetzen, wie die folgende Episode zeigt. Wir wurden von einem Anruf des Fernsehens überrascht, das eine augenzwinkernde weihnachtliche Geschichte über die entlaufene Lydia, die alle Fänger narrete, drehen wollte. Unsere Begeisterung hielt sich in Grenzen. Weder die vergeblichen Fangversuche noch der Autounfall ließen bei uns festliche Stimmung aufkommen. Auch fürchteten wir, die ABU sollte so richtig durch den Kakao gezogen werden, hatte doch die WDR-Reporterin ihre Informationen ausgerechnet von Verwandten desjenigen Revierinhabers bekommen, der uns nach wie vor den Zutritt in seinen Teil des Waldes verweigerte. Während für uns das Betretungsverbot noch immer galt, wurde das Fernseheteam bis zu Lydias Liegeplatz geführt, auf dass sie einen tropfnassen Fichtenforst filmen

konnten (selbstverständlich ohne die Rehe zu stören, wie es die ABU getan hätte). Ein ABU-Vertreter musste in der Klostermensch ein Interview geben, und auch der Unfallfahrer und sein Auto wurden aufgenommen. Der fertige Film richtete sich zum Glück nicht gegen den Naturschutz, sondern war tatsächlich der angekündigte heitere Weihnachtsstreifen. Nur der Anfang ließ uns das Blut in den Adern erstarren; es wurde nämlich eine Stierkampfszene gezeigt. Der Sprecher erklärte dazu, das entlaufene Rind käme zwar aus Spanien, sei aber kein Kampfstier, sondern eine junge Kuh der Rasse „Lidia“ ...

Ein neuer Hoffnungsschimmer war der Name eines „Großwildjägers“ aus dem Münsterland, der angeblich bisher jedes verfolgte Tier betäubt hatte. Vor den Feiertagen sei jedoch an einen Termin nicht zu denken. Also warteten wir ungeduldig. Nach Weihnachten aber war Lydia wieder verschwunden. Der Stirper Jäger, der in seinem Revier noch immer keinen Fangversuch dulden wollte, hatte eine zweite große Treibjagd abgehalten (ohne die Rehe zu stören?). Offenbar war dies für Lydia denn doch zuviel gewesen.

## Stierkampf im Loh

Diesmal blieb die Kuh nicht lange verschollen. Am 30. Dezember tauchte sie in der Feldflur südwestlich von Völlinghausen direkt neben der Autobahn auf, stand eine halbe Stunde lang anscheinend unschlüssig herum und galoppierte dann zu dem fast zwei Kilometer entfernten ehemaligen Hudedwald „Loh“ südöstlich von Schmerlecke. Hier fanden wir am nächsten Tag Spuren, aber keine Lydia. In dieser Nacht hatten wir Alpträume von einem Unfall auf der Autobahn.

Am 2. Januar klapperten wir noch einmal alle Stellen ab, an denen sich Lydia in der letzten Zeit aufgehalten hatte. Im Brockbusch Fehlanzeige. Im Loh aber lief uns das Rind beinahe sofort über den Weg, als wäre es nie woanders gewesen. Es folgte eine Krisensitzung bei der ABU. Der neue Großwildjäger hätte in den nächsten



Tagen Zeit, durften wir riskieren, so lange zu warten? Würde er überhaupt in Schussentfernung kommen? Die Autobahn war nah, das Wäldchen winzig klein, wohin würde Lydia laufen, wenn sie gestört würde? Die Diskussion war heftig, dauerte aber nicht lang. Wir riefen den Jäger des Schmerlecker Reviers an und baten ihn, Lydia abzuschießen. Die Soester Polizei hatte die nötige Genehmigung mündlich erteilt.

Noch am selben Nachmittag trafen wir uns vor Ort. Ein Plan war schnell vereinbart. Der Jäger wollte außerhalb des Waldes warten, die drei ABUler sollten hineingehen. Wenn es gelänge, dem Rind einen Betäubungspfeil zu verpassen, sollten wir „nicht schießen“ rufen; andernfalls sollte der Jäger Lydia erschießen, sobald sie den Wald verließ. Leider klappte es mit der Betäubung auch diesmal nicht. Lydia lief aus dem Wald, von uns zu der Seite getrieben, wo der Jäger stand. Ein Schuss knallte. Zu hoch. Der Jäger legte sich auf den Zwischenfruchtacker, um ruhiger zielen zu können. Lydia stand nach dem Knall wie angewurzelt, etwa 140 Meter entfernt. Der zweite Schuss streifte ihren Rücken. Noch immer blieb sie stehen. Der dritte Schuss traf voll. Das Rind knickte ein, fiel um. Langsam erhob sich der Jäger, langsam kamen wir aus dem Wald. Die Kuh schien tot, aber als wir uns näherten, sahen wir sie atmen. „Vorsicht, gehen Sie nicht zu nah heran, sie lebt noch.“ Unsere Warnung kam zu spät. Lydia sprang auf, griff den Jäger nach kurzem Zögern mit unvermuteter Wucht an, traf ihn, wobei die Hörner zum Glück rechts und links am Körper vorbeiging. Der Jäger wurde umgeworfen, was Lydias Attacke aber nicht beendete; die Kuh stieß weiter auf den am Boden liegenden, nach Beistand rufenden Jäger ein. Zu zweit stürzten wir uns nach kurzem Zögern auf das Rind, drückten es mit Mühe zur Seite und zu Boden, hielten es fest. Mit etwas weichen Knien kam der Jäger auf die Beine und erschoss die schwer verletzte Kuh.

Wir fühlten uns erleichtert - kein Verkehrsunfall mehr zu befürchten - aber auch ganz mies. Nach den vielen aufwendigen Fangversuchen inklusive Anmietung des Tigerjägers, nach den vielen Erlebnissen mit Lydia, die für uns längst zu einer Persönlichkeit geworden war, endete die Geschichte ganz plötzlich an einem trüben Freitagnachmittag am Fuß des Haarstrangs. Dass wir das Rind auch noch selbst ausnehmen mussten, weil der Schlachter just zu einer Wochenend-Jagdtour aufbrechen wollte, verbesserte unsere Laune nicht.

Im Nachhinein stellte sich heraus, dass Lydia tatsächlich das Rind war, das im Oktober bei Völlinghausen den Zusammenstoß mit dem Mercedes gehabt hatte. Eine perfekt verheilte Wunde an der Hinterbacke - übrigens ohne herabhängende Hautlappen - war der Beweis, und unsere Tierhaftpflichtversicherung zahlte den Schaden. Nie konnten wir aufklären, wie Lydia im gleichen Zeitraum in Göttingen beobachtet werden konnte, dort auch Spuren hinterließ, und in Völlinghausen angefahren wurde.

Was ist die Lehre?

Lydia ist tot. Mehr als sieben Monate hat sie fast unbemerkt in der dicht besiedelten Kulturlandschaft gelebt und wildtierähnliches Verhalten gezeigt. Sie blieb stets in einem recht eng umgrenzten Gebiet, bis sie massiv gestört wurde, suchte dann ein neues Revier und war wieder über längere Zeit ortsfest. Wäre sie in einen Bereich wie den Arnberger Wald gelangt, hätte sie vielleicht für immer verschwinden und lange glücklich leben können. Angesichts unserer Beobachtungen erscheint es keineswegs mehr utopisch, dass auch im zivilisierten Deutschland größere Huftiere frei leben könnten, wenn wir sie nur ließen. Was wollen wir also tun, wenn sich der Elch weiter ausbreitet? Wäre es nicht schön, wieder Wisente im Arnberger Wald zu haben?

Übrigens gibt es durchaus mehr oder weniger wild lebende Hausrinder in Europa - abgesehen von den Heckrindern in den Naturentwicklungsgebieten vor allem der Niederlande.

In den Pyrenäen kommt eine kleine Rasse namens Betisuak vor, was auf baskisch „immer auf der Flucht“ bedeutet, gleichsam der Richard Kimble unter den Rindern. Die frei lebenden Betizuak sind sehr scheu, weil sie immer gejagt wurden.

An der Albanischen Küste lebten bis vor kurzem noch wenige Exemplare der sogenannten „Divjaka-Rinder“ in einem Schutzgebiet, deren unklare Herkunft schon zu der Vermutung führte, es seien die letzten Auerochsen.

In England sind die Chillingham-Rinder bekannt. Seit mindestens dem 17. Jahrhundert wurden sie wie Wildtiere in einem Gatter gehalten. Zwar wird auch von ihnen behauptet, sie seien direkte Nachfahren des Ur; wahrscheinlich handelt es sich aber „nur“ um Nachkommen keltischer Rinder.

Wer nun glaubt, halbwilde Rinder seien in Deutschland undenkbar, der muss sich eines besseren belehren lassen. Im niedersächsischen Eleonorenwald befindet sich ein 1000 Hektar großer, eingezäunter Bereich, in den in den 1970er Jahren eher unbeabsichtigt einige Aberdeen-Angus- und Holstein-Rinder gerieten. Sie ließen sich nicht mehr einfangen, und abschießen mochte man sie nicht. Bis kurz vor der Jahrtausendwende hatte sich die Herde auf etwa 140 Köpfe vergrößert. Die Tiere lebten scheu, ohne Pflege und ohne Ohrmarken, bis sie schließlich doch gefangen und geschossen wurden, die letzten Anfang 2002.

Eines Tages wird man hoffentlich Heck- oder Taurusrinder, die Ersatz-Auerochsen, an der ökologischen Stelle ihres ausgestorbenen Urahns in großen Naturentwicklungsgebieten auch in Deutschland weiden lassen. Es wäre schön, wenn die Rinder bis dahin durch weitere Zuchtbemühungen dem Auerochsen noch ähnlicher würden. Körperbau und Verhalten lassen spanische Kampfrinder nach wie vor als ideal für eine Einkreuzung erscheinen. Für die Rinderzüchter in der ABU ist die Lydia-Geschichte aber noch immer eine Art Trauma. Das Tier war verhält-

nismäßig teuer und der Export nicht einfach. Sollen wir wagen, noch eine Lidia aus Spanien zu holen?

Zum letzten Mal wurde Lydia übrigens von einem Landwirt bei Berenbrock gesichtet - Anfang März 1998. Offenbar geht jetzt eine Gespensterkuh um.

## Literatur

BELDA, A. S. (1986): Catalogo de razas autoctonas españolas. II.-Especie bovina. Reimpresión. - Secretaria general tecnica, Ministerio de agricultura, pesca y alimentacion (edita), Madrid, 219 pp. FELIUS, M. (1995): Cattle Breeds - An Encyclopedia. - Misset, Doetinchem, 799 pp. HECK, L. (1936): Über die Neuzüchtung des Ur oder Auerochs. - Berichte der Internationalen Gesellschaft zur Erhaltung des Wisents 3: 225-294. HEMINGWAY, E. (1939): Death in the Afternoon. - Cape, London, 342 pp. YALDEN, D. (1999): The History of British Mammals. - Poyser, London, 305 pp.

## Nachtrag

Es dauerte tatsächlich drei Jahre, bis wir einen erneuten Versuch mit Kampfrindern wagten. 2000 besuchten ABU-Vertreter einen in der Stierkampfszene berühmten kolumbianischen Torero auf seiner spanischen Finca bei Trujillo in der Extremadura, wo wir im Urlaub zuvor außerordentlich auerochsenähnliche Kampfrinder gesehen hatten. Nach einer Vorstellung unseres Projektes durften wir unter den beim Test ausgemusterten Jungkühen wählen. Wir kauften zwei braune Kühe und eine schwarze - mit den Namen „Aguaclara“, „Besucona“ und „Barbasombra“. Bei der Eingewöhnung befolgten wir diesmal alle Tipps der Spanier bis auf's i-Tüpfelchen. Und so gelang die Integration der drei Lidias in die Hellinghauser Herde. Mittlerweile gibt es genügend Kinder und Kindeskinde der drei; die schwarze „Barbasombra“ haben wir im Winter 2005/06 sogar schon weiterverkauft. Der Nachwuchs der Lidias ist elegant proportioniert wie erhofft - leider aber sehr klein. Wir werden noch eine Weile weiterzuchten müssen, bis unsere „Taurusrinder“ alle die gewünschte Auerochsenähnlichkeit erreichen.

Foto: Matthias Scharf



**Besucona mit Nachwuchs. Deutlich ist ein Teil ihres spanischen Brandzeichens („581“) zu sehen.**

Foto: Matthias Scharf



**Aguaclara (vorn) und Barbasombra, die beiden anderen Kampfkühe der ABU.**

Foto: Margret Bunzel-Drüke



**Loco, ein Sohn von Aguaclara und dem Heckrindbullen Mator**